

“Das ist doch nur ein Ritual!”

Gottesdienste zu öffentlichen Anlässen

VON KRISTIAN FECHTNER

Es gibt besondere Ereignisse im Leben des Einzelnen oder des Gemeinwesens, die Anlass geben, Gottesdienst zu feiern. In den vergangenen Jahren haben sich immer wieder Unglücksfälle, Katastrophen und Gewalttaten ereignet, die Menschen hierzulande kollektiv bewegt haben. Im gesellschaftlich wahrgenommenen Unglücks- und Katastrophenfall tritt zutage, wie ungesichert menschliches Leben ist. Gottesdienste in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit im Anschluss an Unglücksfälle und Gewalttaten bringen Klage und Trauer zum öffentlichen Ausdruck. Im Zusammenspiel von Kirche und Staat sind die öffentlichen Gottesdienste zivilreligiöse Akte, in denen sich das Gemeinwesen seiner Zusammengehörigkeit vergewissert. Aus kirchlicher Perspektive sind solche Feiern riskante Unternehmen, denn sie setzen sich immer der Gefahr aus, sich weltlichen Belangen und Interessen dienstbar zu machen.

“Das ist doch nur ein Ritual!” In der Tageszeitung wird die Debatte im Bundestag kritisiert und abends in den “Tagesthemen” die Tarifauseinandersetzung im öffentlichen Dienst: alles bloß Ritual. Die abschätzigste Kritik, die damit einhergeht, lautet: Ein Ritual ist pure Konvention, die sich eingeschliffen hat; ein Verhalten ist zum Ritual “erstarrt”. Und das meint: Rituale sind Handlungen ohne eigenen Sinn und ohne echte Bedeutung für die Beteiligten.

Mittlerweile wird aber auch ganz anders von Ritualen gesprochen. Viele Ratgeber verweisen darauf, dass Rituale für Menschen im Alltag lebensdienlich sind und in schweren Lebenssituationen sogar heilsam sein können. Auch in der evangelischen Theologie und in der Kirche hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ein deutlicher Wandel vollzogen. Wurden Rituale ehemals als äußerliche Ordnungen dem innerlichen Glauben gegenübergestellt, so können sie heute stärker als Lebensgestalt verstanden werden, in denen Sinngehalte des Glaubens zugänglich werden und zum Ausdruck kommen.

Ein Ritual: Was ist das?

Offenbar werden Rituale heute zweischneidig wahrgenommen: als formalisierte, inhaltsleere Kommunikation und als eigene, bedeutsame Gestalt menschlicher Praxis. Bevor der Zwiespalt genauer ausgelotet werden kann, ist zunächst zu fragen: Was ist gemeint, wenn von Ritualen die Rede ist?

Als Rituale oder rituelle Praktiken werden besondere Formen menschlichen Verhaltens bezeichnet. Sie haben einen geregelten Ablauf und eine vorbestimmte Gestalt. Rituale basieren darauf, dass sie als soziale Handlungen eingelebt und wiederholbar sind. Sie sind also geprägte, keine spontanen Verhaltensweisen. Sie nehmen gemeinschaftliche Traditionen einer Kultur, einer Gruppe oder einer Familie auf, auch wenn sie höchst individuell variiert und praktiziert werden können. Rituale sind – allerdings eher längerfristig – durchaus veränderbar, sie lassen sich aber nicht ad hoc “erfinden”.

Die Subjekte haben an Ritualen teil, indem sie der rituellen Logik entsprechend agieren. Dabei sind sie szenische Gestaltungen und körperliche Praktiken, die Worte, Gesten und Handlungen umfassen.

Erwachsene begrüßen sich hierzulande zumeist, indem sie sich die Hand geben, Ältere neigen dazu leicht ihren Kopf, Jugendliche heben gerne die Hand zum angedeuteten Winken. Guten Tag, Schön sie zu sehen, Hallo.

Für rituelle Handlungen ist wesentlich, dass sie mit symbolischen Bedeutungen verbunden sind. Sie entfalten ihre "Wirkung" in einem Sinnhorizont, der sie umspannt, indem sie begangen werden. Deshalb sind Rituale mehr als Routine oder Gewohnheit, die unseren Alltag durchziehen und die wir gleichsam "wie im Schlaf" vollziehen.

Der Tochter jeden Morgen ihre Brotdose für den Kindergarten zu packen, ist eine gewohnheitsmäßige Handlung, die für sich gesehen noch kein Ritual darstellt. Sie hat einen unmittelbar praktischen Zweck: Das Kind braucht für das Frühstück etwas zu essen.

Gleichwohl kann die routinierte Handlung auch eine rituelle Dimension gewinnen. Sie mag als fürsorgende Gabe auch ein Unterpfand sein: Für dich ist gut gesorgt, wenn du dich heute wie jeden Tag aufmachst. Weit ausgeholt könnte man sagen: Menschen sind Lebewesen, die fähig und bedürftig sind, sinnhaft rituell zu handeln.

Zum Charakter und zur Bedeutung von Ritualen

Der Begriff des Rituals ist heute durch die Sozial-, Kultur- und Humanwissenschaften geprägt. Er ist verwandt mit dem Begriff des "Ritus" (lat. rite: "recht"), mit dem innerhalb der Theologie, insbesondere in der katholischen Tradition, die kirchlich verbindliche Form der gottesdienstlichen Feier bezeichnet wird.

Die Religionswissenschaft weist uns darauf hin, dass Religionen unterschiedliche religiöse "Riten" ausbilden, in denen sie die Beziehung von Gott und Mensch, die Begegnung mit dem Heiligen und den Glauben einer Gemeinschaft in geprägten Formen ("Kultus") zum Ausdruck und zur Geltung bringen. In verschiedenen Wissenschaften sind Ritualtheorien formuliert worden, in denen das Phänomen des Ritualen nicht nur in je anderer Weise beschrieben, sondern auch unterschiedlich interpretiert wird.

In tiefenpsychologischer Perspektive hat Sigmund Freud religiöse Rituale mit neurotischen Zwangshandlungen verglichen. Beide Verhaltensweisen

unterliegen einer gewissenhaften Ausführung, sind mit Angst vor Unterlassung verbunden und verhindern, dass sich die Agierenden mit ihrer Wirklichkeit tätig auseinandersetzen.

Mit Freuds klassischem Ansatz ist eine ausgesprochen ritualkritische Linie eröffnet, die bis heute ihre Wirkung hat. Gleichwohl konnte Freud im Ritual auch Parallelen zum kreativen Spiel des Kindes erkennen.

Im Anschluss an Carl Gustav Jung hat Erich Neumann die Bedeutung des Ritus erörtert und zu erkennen gegeben, dass Rituale in sich ambivalent sind. Von seinem Ursprung her ist das Ritual ein schützender Akt, der das Unbewusste kanalisiert und immer wieder als vitale Kraft menschlichen Lebens in die Persönlichkeit "einströmen" lässt. Riten stehen aber geschichtlich in der Gefahr, der "Ritualstarre" zu verfallen, in der sich ihre Vitalität verschließt.

Erik H. Erikson verortet entwicklungspsychologisch den Ursprung des religiösen Rituals in frühkindlichen Erfahrungen. Rituelles Verhalten wird geprägt in den ersten Begegnungen zwischen Mutter und Säugling, aus denen sich – im Wechselspiel mit der regelmäßigen, sich wiederholenden und damit verlässlichen Zuwendung der Mutter – ein Gefühl des "Sich-Verlassen-Dürfens" ausbildet. Späteres rituelles Handeln vergewissert Urvertrauen, Rituale stabilisieren das Verhältnis des Ichs zur Welt.

In soziologischer Perspektive untersucht Erving Goffman Interaktionsrituale, in denen Alltagserfahrungen organisiert werden. Soziale Kommunikation ist eingebettet in rituelle Verhaltensweisen, die in ihr entstehen und als gesellschaftliche Konvention gepflegt werden.

Begrüßen und Verabschieden etwa strukturieren und regeln nicht nur Begegnungen, sie sind zugleich Medien sozial vermittelter Akzeptanz und Wertschätzung, die im Gegenzug eben auch ausdrücklich verweigert werden, wenn entsprechende soziale Akte unterbleiben. Im Akt der Begrüßung wenden sich Menschen einander zu, berühren sich und schauen sich an, adressieren ein Gruß- und Wunschwort aneinander. Damit weisen auch schon Alltagsrituale über sich und über die Situation hinaus.

Riten sind, so Thomas Luckmann, die Handlungsform von Symbolen, die innerhalb der Lebenswelt Wirklichkeitsmomente versinnbildlichen und vermitteln, die außerhalb der unmittelbar zugänglichen Realität liegen. Im rituellen Handeln wird das

Prof. Dr. Kristian Fechtner, Johannes Gutenberg Universität Mainz, Evangelisch-Theologische Fakultät, Seminar für Praktische Theologie.

gegenwärtig Erfahrbare überschritten, wobei sich dieses Überschreiten aufstufte von den "kleinen" Transzendenzen im Alltag (wie die angeführten Begrüßungen und Verabschiedungen) bis zu den "großen" Transzendenzen religiöser Rituale, den Gottesdiensten.

Auf den Ethnologen Arnold van Gennep, um noch einen dritten wissenschaftlichen Zugang anzuführen, geht das Stichwort "Übergangsritual" zurück, das zu einem Modell ritueller Praxis geworden ist. In seinen Studien zur rituellen Praxis in Stammesgesellschaften hat er einen Ritualtypus entdeckt, durch den soziale Gemeinschaften Veränderungen des individuellen, kulturellen und kosmischen Lebens begehen und bewältigen.

Das Ritual ist darauf angelegt, von einer Lebensphase, einem sozialen Status, einer Zeitspanne oder einem Weltzustand in eine(n) davon unterschiedene(n) zu gelangen. In vielfältigen lebens- und jahreszyklischen Zusammenhängen findet van Gennep Passage-Riten, die jeweils eine dreiteilige Grundstruktur besitzen: Trennungsriten während einer Phase der Ablösung, Schwellen- beziehungsweise Umwandlungsriten in einer Zwischenphase und Riten der Eingliederung in einer Wiedereingliederungsphase in den Alltag.

Vor dem Hintergrund dieses Modells lassen sich auch Rituale in der modernen Gesellschaft verstehen, selbst wenn sie längst nicht mehr die soziale Verbindlichkeit besitzen, die sie in traditionellen Verhältnissen besessen haben. Gleichwohl wird auch in der Taufe, der Konfirmation, der Trauung oder der Bestattung ein lebensgeschichtlicher Übergang rituell gestaltet.

Und auch im säkularen Feld lassen sich Elemente von "weltlichen" Passage-Riten ausmachen – man denke an die Jahresrückblicke vor dem Jahreswechsel oder an Einschulungsrituale bei Erstklässlern. Für die Individuen und für Gemeinschaften sind Übergänge prekäre und risikoreiche Situationen, nicht von ungefähr sprechen wir auch heute noch von "Schwellenangst".

Gottesdienst als Ritual

Die evangelische Theologie hat sich lange gesträubt, den Ritualbegriff positiv aufzunehmen. Die Botschaft des Evangeliums wurde vorrangig ritualkritisch in Anschlag gebracht: Wo der christliche Glaube lediglich "ritualistisch" gelebt wird, da erscheint er unzureichend. Und: Die Verkündigung des Wor-

tes Gottes überschreitet und überwindet Rituale als menschliche Gebräuche, Zeremonien und Ordnungen.

Mittlerweile jedoch werden Ritualtheorien theologisch konstruktiv aufgegriffen und der Gottesdienst kann – ebenso wie beispielsweise die kirchliche Trauung oder ein christliches Begräbnis – auch als ein Ritual verstanden werden. Im Gottesdienst nimmt das Evangelium eine rituelle Form an. Seine gebundenen Sprach- und Handlungsformen vom Eröffnungswort bis zur Segensgeste sind gemeinschaftliche Ausdrucksformen eines Glaubens, der darum weiß, dass er sich nicht selbst verdankt.

Die äußeren, rituellen Formen der gottesdienstlichen Geschehens sind gerade nichts dem Glauben Äußerliches, sie sind "Verbündete der Seele" (Fulbert Steffensky). Das Psalmgebet und das Vaterunser leihen sich geprägte Sprache und geben einen Raum vor, in den die Beteiligten ihre eigenen Empfindungen hineinlegen: Dank und Bitte, Lob und Klage. Wo Beten als Geste und in gleichlautenden Worten eingeübt ist, da können es Menschen kollektiv und individuell vergegenwärtigen.

Das gottesdienstliche Ritual birgt Menschen mit ihren höchst unterschiedlichen Lebensgeschichten, Erfahrungen und Stimmungen. Und es schützt durch seine kirchlich autorisierte Form die Beteilig-

ten vor dem subjektiven Zugriff, Gottesdienste werden nicht nach Gutdünken des Liturgen oder der Liturgin gefeiert.

Als religiöses Ritual folgt der Gottesdienst einer Dramaturgie, er ist nicht einfach eine Abfolge einzelner Wort- und Liedstücke. Der evangelische Gottesdienst ritualisiert und inszeniert vielmehr einen Weg und eine Begegnung Gottes mit den Menschen. Und er tut dies in einer Weise, die nicht jeden Sonntag oder jedes Weihnachtsfest oder zu jeder Tauffeier neu erfunden wird. Im Ritual des Gottesdienstes entsteht Freiheit durch die Gestalt und in der Form, die jedes Mal aufs Neue vergegenwärtigt und variiert wird.

Öffentliche Gottesdienste zu besonderen Anlässen

Gottesdienste haben ihren kirchlichen und ihren lebensweltlichen Rhythmus, in dem sie gefeiert werden. Und es gibt besondere Ereignisse im Leben des Einzelnen oder des Gemeinwesens, die Anlass geben, Gottesdienst zu feiern. In den vergangenen Jahren haben sich immer wieder Unglücksfälle, Katastrophen und Gewalttaten ereignet, die Menschen hierzulande kollektiv bewegt haben: Der ICE-

Unfall in Eschede, Amokläufe in zwei Schulen in Erfurt und Winnenden, getötete Soldaten in Afghanistan, das Tunnelunglück während der Loveparade in Duisburg. Die Reihe lässt sich – Gott sei's geklagt – fortsetzen.

In solchen Momenten sind auch Menschen, die persönlich nicht beteiligt sind, schmerzhaft berührt, verstört und entsetzt. Die Ereignisse sind nicht nur persönliche Tragödien für die Betroffenen und ihre Familien, sie sind auch öffentliche Erschütterungen des Gemeinwesens.

Im gesellschaftlich wahrgenommenen Unglücks- und Katastrophenfall tritt zutage, wie ungesichert menschliches Leben ist. Diese Erfahrung schneidet umso tiefer, wenn in den Ereignissen die Ambivalenzen gelebten Lebens besonders scharf herausstechen: beim Unglücksfall des technisch sichersten Verkehrsmittels, bei der tödlichen Flutwelle im Urlaubsparadies, beim Soldatentod in Friedenszeiten, bei der Panik auf dem Liebesfest.

Es fällt auf, dass auch und gerade in der heutigen säkularen Gesellschaft in solchen Situationen eine gottesdienstliche Trauer- und Gedenkfeier gestaltet wird. Sie ist nicht nur eine Angelegenheit der Kirche und derjenigen, die sich zu ihr halten. Sie ist in der Regel ein öffentlicher Gottesdienst, an dem auch staatliche Repräsentanten beteiligt sind oder wenigstens teilnehmen.

Offenbar gibt es "verwundbare Bereiche des sozialen Zusammenlebens" (Jürgen Habermas), die – wo immer sie verletzt werden – auf die Kraft oder zumindest die Darstellungsweise religiöser Praxis angewiesen sind. Das öffentliche Leben ist in der Spätmoderne nicht mehr "liturgiepflichtig" – es funktioniert auch ohne gottesdienstliche Feiern. Zugleich scheint jedoch die Gegenwartsgesellschaft auf ihre Art "liturgiebedürftig" – in einem öffentlichen Gottesdienst soll rituell artikuliert werden, was anders nicht gesagt werden kann.

Riskante Rituale

Gottesdienste in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit im Anschluss an Unglücksfälle und Gewalttaten bringen Klage und Trauer zum öffentlichen Ausdruck. Sie gelten dem Gedenken der Opfer. Im Zusammenspiel von Kirche und Staat sind die öffentlichen Gottesdienste zivilreligiöse Akte, in denen sich das Gemeinwesen seiner Zusammengehörigkeit vergewissert.

Aus kirchlicher Perspektive sind solche Feiern riskante Unternehmen, denn sie setzen sich immer der Gefahr aus, sich weltlichen Belangen und Interessen dienstbar zu machen. Was ist politisch gesagt, was ist theologisch gemeint, wenn in einer Trauerfeier für in Afghanistan getötete Soldaten von "Opfer" und "Schuld" gesprochen wird? Schließt das Gedenken der christlichen Gemeinde und des staatlichen Gemeinwesens gleichermaßen auch die Toten auf der anderen Seite ein? Wer ist das "Wir" im Gebet der Liturgin und das "Wir" in der Ansprache des Innenministers, die in der gottesdienstlichen Feier aufeinander folgen?

Im gottesdienstlichen Akt wird die Macht menschlichen Handelns und das Recht staatlichen Handelns begrenzt. Beide sind nicht nur fehlbar, sie sind auch vergebungs- und segensbedürftig.

Und der Gottesdienst, der den Opfern gilt, macht deutlich, dass jeder Tod eine schmerzhaft Wunde in das Gemeinwesen reißt, es auf jeden einzelnen Menschen unvertretbar ankommt und eine Gesellschaft mit Schuld in ihrer Mitte leben muss. All dies bringt das gottesdienstliche Ritual stellvertretend vor Gott und bürgt dafür, dass die Wirklichkeit nicht halt- und heillos ist.

Bis auf Weiteres obliegt die Aufgabe, ein solches Geschehen in religiöser Form zu begehen, hierzu-lande den beiden großen Kirchen. In einer religiös zunehmend pluraler werdenden Gesellschaft wird man darüber nachdenken müssen, ob und wie sich andere Religionsgemeinschaften künftig an öffentlichen Feiern beteiligen können.

Heute leben die gottesdienstlichen Feiern davon, dass sie in rituellen Formen gestaltet werden, die sich in stimmigen Gesten verdichten und die sich aus sich selbst heraus erschließen. Nur so ist gewährleistet, dass sie religiös Geübte wie Ungeübte berühren und ihnen einen Raum geben, zu dem sie Zugang finden, auch wenn sie sich ansonsten zu gelebter Religion auf Distanz halten. Im Grunde ist jeder Gottesdienst ein riskantes Ritual, denn er gestaltet eine Wirklichkeit, die er nicht aus eigener Kraft hervorbringt und über die er nicht verfügen kann. ■

Literatur

Kristian Fechtner/ Thomas Klie (Hg), "Riskante Liturgien. Gottesdienste in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit", Stuttgart 2011.